

Doping – Sport und Leistung

Antje Stache / Christoph Asmuth



Foto: Matthijs Rouw / fotomatthijs.nl

Informationen für Lehrende	8
Einleitung	8
Weiterführende Literatur	16
Didaktische und methodische Hinweise	17
Materialien für Lernende (M)	19
M1 – Leistung: Kulturelle Grundlagen (M1.1–M1.6)	19
M2 – Parkour (M2.1–M2.4)	23
M3 – Geregelte Ungleichheit(M3.1–M3.5)	26

Einleitung

Doping ist zunächst und zumeist ein Problem des Leistungs- und Hochleistungssports. Die Anerkennung von Leistung und die Bereitschaft zur Leistungserbringung sind ein wesentlicher Bestandteil des Sports. Sie bilden eine Brücke zu gesellschaftlichen Entwicklungen, die unter dem Stichwort „Leistungsgesellschaft“ zusammengefasst werden können. Dabei spielen Leistungssteigerung und Leistungsoptimierung eine entscheidende Rolle. Wie beim gesellschaftlichen Rahmen ist es aber auch beim Sport gar nicht leicht auszuloten, was unter Leistung genau zu verstehen ist, welche Formen von Leistung es gibt und unter welchen anderen Kriterien sportliche Ereignisse und körperliche Bewegung sonst zu fassen wären. Fraglich bleibt deshalb auch, wie sich das Doping in das System sportlicher Aktivitäten einordnen lässt. Unter „Doping“ sind verbotene Formen der Leistungssteigerung zu verstehen. Damit ist Doping ursächlich und unmittelbar an die Leistungsanforderungen im Sport gekoppelt.

Sport und Leistung bilden ein schwieriges Wechselverhältnis. Einerseits lässt sich Sport kaum begreifen, ohne dass dabei auf den Leistungsbegriff Bezug genommen wird. Andererseits können beim faktischen Sporttreiben einzelner Personen ganz andere

Gesichtspunkte im Vordergrund stehen, etwa Spaß und Freude an der körperlichen Bewegung und am Spiel. Zusätzlich wird dieses Verhältnis seit der Kommerzialisierung des Sports durch einen weiteren Begriff und dessen Gravitationslinien beeinflusst, nämlich durch den der Arbeit und der Wirtschaft. Insbesondere in der Kombination von Sport, Professionalisierung und Wirtschaftsgut verliert der Leistungsbegriff seine anfängliche Unschuld. Dementsprechend lassen sich drei grundsätzliche Ebenen für Definition, Bewertung und Umfang des Leistungsbegriffs festhalten: Leistung im Kontext sportlicher Kriterien, Leistung im Spiegel von motivationalen Sinnhorizonten einzelner Sportler, Leistung im Kontext von Sport als Arbeit und Wirtschaftsgut.

Die Leistungsanforderungen sind – je nach Sportart – unterschiedlich ausgerichtet und können durch verschiedene Kriterien bewertet werden. Dabei wird nicht die sportliche Handlung als ganze bewertet, sondern die Leistung wird an einem bestimmten Aspekt der Handlung festgemacht, der zunächst isoliert betrachtet werden muss. Beim 100m-Lauf beispielsweise wird nicht die Eleganz der Bewegungen oder die Anzahl der Schritte bewertet, sondern allein die Zeit, die für die 100m-Distanz benötigt wird. Von Dietrich Kurz stammt folgende Einteilung:

Zeit-minimierung	Distanz-maximierung	Treffer-maximierung	Gestalt-optimierung	Positionserzwingung	Last-maximierung
Bewegungen möglichst schnell durchführen	Möglichst große Weiten oder Höhen erreichen (entweder der Sportler selbst oder ein Gerät)	Möglichst viele Punkte, Tore erzielen	Komplexe Bewegungsformen möglichst perfekt (ästhetisch, schwierig, korrekt) durchführen	Zwei Parteien versuchen gegen den Widerstand der jeweils anderen eine definierte Endposition zu erreichen	Durch eine definierte Bewegung soll eine möglichst große Last in eine Endposition bewegt werden
100m-Lauf, Motorsport	Kugelstoßen, Weitsprung	Fußball, Fechten	Turmspringen, Eiskunstlauf	Ringens	Gewichtheben

Nach: Kurz, Dietrich (1990), S. 89f.

Doping – Sport und Leistung Informationen für Lehrende

Diese Leistungsformen im Sport werden durch das Prinzip des Wettbewerbs regiert. Das gesamte Konstrukt von Handlungen im Sport ist am „Sieg/Niederlage-Code“ ausgerichtet. (vgl. Bette [1984], [1990]; Schimank [1988]) Diese systemtheoretisch inspirierten Überlegungen zum Leistungsbegriff im Sport können auch direkt in die Dichotomie „Leistung/Nicht-Leistung“ transformiert werden (vgl. Stichweh 1990), so dass vor allem im Spitzensport die Leistung als das einzige Kriterium des gelungenen Wettkampfes gilt. Die systemtheoretische Betrachtung des Sports konstituiert ein singuläres Feld, das durch Wettkampf und Leistungskriterien bestimmt ist. Völlig unabhängig davon, welche Motive und Sinnzuschreibungen die einzelnen Protagonisten und Agenten im Sportsystem haben, regelt allein der „Sieg/Niederlage-Code“ die im Sportsystem inkludierten Prozesse. Damit ist zugleich ein Überbietungsprinzip beschrieben (Körner [2012]). Dies setzt unterdessen voraus, dass es unterschiedliche, den verschiedenen Leistungsformen entsprechende Strategien gibt, wie die Leistungskriterien objektiviert, präzisiert und präsentiert werden können. Im Großen und Ganzen geht es bei der Leistungserfassung um Angaben in Zentimeter, Gramm und Sekunde sowie um Punkte und Tore.

Richtet man den Blick indes auf die verschiedenen Formen, in denen körperliche Bewegungen auf Sinnhorizonte hin entworfen werden, stellt man fest, dass *Leistung* nicht die einzige Perspektive ist, unter der sich diese vielfältigen Aktivitäten betrachten lassen. Unter einer soziologischen Perspektive ist *Leistung* nur ein möglicher Aspekt, vor allem dann, wenn man die motivationale Ebene berücksichtigt. Kurz (1990) spricht von verschiedenen Sinnrichtungen sportlicher Bewegung, wobei er auf essenzielle Erwartungshaltungen der sporttreibenden Personen abhebt. Dabei beruft er sich auf empirische Untersuchungen, welche die Motive des Sporttreibens erfragt haben. Natürlich sind diese Motive nicht exklusiv. In vielen Fällen überschneiden sich die Motiva-

gen oder ergänzen sich. Ohne Zweifel ist aber die Kategorie der *Leistung* zentral für die Erklärung sportlicher Bewegung, insbesondere im Leistungs- und Hochleistungssport.

Diese Überlegungen machen klar, dass es zahlreiche sportliche Bewegungsformen gibt, die – aus der Perspektive der Sporttreibenden – ganz unterschiedlich in soziale und kulturelle Zusammenhänge eingebettet sind. Sie bilden – aus dieser Perspektive – kein einheitliches System, das einem binären Code unterworfen wäre. Hier ist zu beobachten, dass bestimmte Formen der Bewegungskultur explizit aus dem Leistungsschema ausbrechen. Die Vertreter und Multiplikatoren solcher Bewegungskulturen treten gelegentlich selbst mit programmatischen Formulierungen auf, in denen sie ihre Bewegungsform als Gegenentwurf zum traditionellen Sportsystem vorstellen. Auch diese Bewegungskulturen werden häufig als ‚Sport‘ bezeichnet, obwohl sie – vielfach ausdrücklich und bewusst – auf den Wettbewerbscharakter herkömmlicher Sportarten verzichten und an dessen Stelle auf Spaß und Freude an der Bewegung und auf Lustgewinn durch die Bewegung setzen.

Ein noch anderes Register wird gezogen, wenn Leistung unter den Vorzeichen der Professionalisierung des Sports betrachtet wird, kurz: wenn sportliche Leistung zur Arbeit wird. Hier knüpften bereits sehr früh jene durch die Kritische Theorie inspirierten Entwürfe an, die neben der bekannten These, Sport werde zur Kompensation eines kapitalistischen Arbeitsalltags instrumentalisiert, auch die Ansicht vertraten, speziell der Leistungssport sei eine Form der Repression. Von außen vorgegebene Leistungsnormen und Leistungserwartungen beschränkten in radikaler Weise die Selbstentfaltungsmöglichkeiten des Individuums (vgl. Rigauer [1969]). Dem entspricht die Gegenthese von Hans Lenk, der gegen eine Ideologisierung des Sports und für eine positive Leistungskultur streitet (Lenk [1985]). Jüngere Arbeiten akzentuieren demgegenüber stärker

**Leistung,
Selbst-
bewahrung**

**Ausdruck,
Ästhetik,
Darstellung**

**Eindruck,
Sensation,
Freude, Spaß**

**Gesundheit,
Kom-
pensation,
Fitness**

**Geselligkeit,
Kommuni-
kation**

**Spiel,
Abenteuer,
Risiko**

Sinnrichtungen sportlicher Bewegung nach: Kurz, Dietrich (1990), S. 88–100

Doping – Sport und Leistung Informationen für Lehrende

den medialen Aspekt. Dabei weicht das Verhältnis von Kritik und Gegenkritik mit seinen humanistisch aufklärerischen Interessen der zurückhaltenden zeitdiagnostischen Beschreibung, die sich aller vordergründigen Parteinahme enthält. Der Sport wird nun als Inszenierung betrachtet, als eine Ereignisform, in der Eros und Tod in gesellschaftlich domestizierter Form aufgeführt werden. Sport wird zum Spektakel und zum Show-Sport mit gewaltiger gesellschaftlicher Tiefenwirkung (vgl. Gebauer/Hortleder [1986]). Hinzu treten Untersuchungen aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht, die den Prozess der Professionalisierung des Sports völlig ohne normativen Kontext betrachten. Leistung und Leistungssteigerung sind in dieser Sicht Voraussetzung für ein attraktives und hinreichend knappes Wirtschaftsgut, das entsprechend nachgefragt werden kann und für das ein Preis gezahlt wird (Daumann [2011]).

Grundsätzlich lässt sich festhalten, dass die Leistungskriterien zwar für den klassischen Sport im Mittelpunkt stehen, aber keineswegs durchgängig für alle Sportformen ausschlaggebend sind. Die Definition des Sports durch Wettkampf und Leistung zeigt sich als zu kurz gegriffen. Man denke etwa an die sportliche Bewegung im Alter, bei der gesundheitliche und soziale Kriterien für die Sporttreibenden weit vor der Leistungserbringung eine entscheidende Rolle spielen. Es ist daher davon auszugehen, dass die Kriterien einer Bewertung und Beurteilung des sportlichen Geschehens von den Zwecksetzungen auszugehen müssen, die mit der jeweiligen körperlichen Bewegung verbunden sind. Diese Zwecke können von Einzelnen, Gruppen oder Verbänden an eine Sportart herangetragen werden. Die Krankenkassen etwa fördern bestimmte Sportarten, weil sie sich davon eine positive Beeinflussung des Gesundheitszustands bei ihren Versicherten versprechen. Bei dieser Sportform überwiegt der Gesundheitsaspekt. Zwar können beim Gesundheitssport durchaus „Spiele“ mit Wettkampfcharakter stattfinden, aber diese Spiele sind auf mehrere Kriterien hin orientiert. Das Gewinnen im Wettkampf ist hier vielleicht für das Spiel und die Motivation der Akteure wichtig, aber nicht das alleinige Ziel und der einzige Zweck.

In diesen Zwecksetzungen tritt der Sport als ein ambivalentes Phänomen der Moderne heraus. Er ist charakterisiert durch zwei entgegengesetzte Tendenzen: *Sport als Spiel* und *Sport als Arbeit* (Asmuth

[2012]). Beide Charakterisierungen haben ihre Wurzeln in der Aufklärung. Grundlegend sind die Philosophen des 17. Jahrhunderts, vor allem Descartes, der die bahnbrechende Idee eines mechanistischen Weltbildes auch auf den menschlichen Körper anwandte (König [1989]). Dort findet man nicht nur das Forschungsmodell einer Mechanik des Körpers, sondern auch die Idee seiner kontinuierlichen Verbesserung. Diese Vorstellung setzt sich fort bis hin zur Diskussion um die Leistungssteigerung durch Enhancement-Technologien und Doping (Asmuth/Bisol/Grüneberg [2010]). In einer sachlichen Opposition steht dazu die Idee des Spiels, ebenfalls eine Idee der Aufklärung. Friedrich Schiller beispielsweise hebt in seinen Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ die Bedeutung des Spielens für den Menschen hervor. Ähnlich äußern sich der Philanthrop Peter Villaume und der Pädagoge Johann Christoph Friedrich GutsMuths. Eine ganze Generation spricht sich gegen die Spezialisierung, Mechanisierung und Maschinisierung des Lebens aus. Dabei wird der Spielbegriff mit dem Begriff der Ganzheitlichkeit verbunden. Es bildet sich bereits in der Spätaufklärung eine Frontstellung gegen die entfremdende Arbeit, die den Menschen und seine Fähigkeiten partikularisiert. Charakteristisch für die spätere Position Johan Huizingas ist, dass er seinen Begriff *homo ludens* mit biologischen Attributen besetzt und damit anthropologisch unterfüttert. Die Bedeutung des Spiels gewinnt für ihn besondere Tiefe, weil es den Menschen mit dem Tier verbindet und deshalb vor aller Kultur anzusiedeln ist, gleichwohl aber kulturerzeugende Potenz besitzt (Huizinga [1938]). Bei Roger Caillois wird – in phänomenologisch-anthropologischer Perspektive – das Spiel als triebgesteuerte menschliche Aktivität aufgefasst. (Caillois [1958]) und in vier Kategorien eingeteilt: Wettkampf (*agon*), Glücksspiel (*alea*), Maskierung (*mimicry*) und Rausch (*ilinx*). Im modernen professionalisierten Sport treten beide Elemente, Spiel und Arbeit, zusammen und zugleich in ein unauflösbares Spannungsverhältnis. Dieser Sport ist *Spiel* und *Arbeit*. Der Sport ist *Spiel*, so dass er einerseits nahtlos übergeht in Bereiche der Kunst, des Tanzes, des Theaters, des Performativen und des Circensischen. Andererseits ist Sport *Arbeit*: Dafür steht nicht nur der professionelle Sport, sondern auch der Betriebs- und Gesundheitssport sowie Sport zu therapeutischen

Zwecken. Hier steht der Sport keineswegs für eine autonome Sinnstiftung, sondern er erhält und verbessert die Gesundheit zum Zweck der Arbeits- und Leistungsfähigkeit. Der professionelle Sport zeigt unverhohlen, wie stark wirtschaftliche Zwecke das Sportgeschehen regieren. Sein Motor ist der Wettkampf, der sich der Leistungssteigerung verpflichtet weiß.

Die Vorstellung einer kontinuierlichen Leistungssteigerung allerdings stößt im Sport an Grenzen. Gleichzeitig treten Konflikte auf, die durch Partizipationsregeln und Gerechtigkeitsvorstellungen bestimmt sind. Dadurch wird es zunehmend schwierig, an Leistung und Leistungssteigerung als allgemeinem Wert und universellem Kriterium des Sports festzuhalten. Dazu trägt auch bei, dass neue Sportarten entstehen, bei der zwar die Leistung eine Rolle spielt, deren objektive Erfassung aber explizit abgelehnt wird.

1. Leistungen messen und beurteilen

Der gewöhnliche Blick auf den Sport ist durch die mediale Verwertung von Sportereignissen geprägt. Das sind vorrangig Olympische Spiele, Fußball, Motorsport, Tennis, Radfahren und einige weitere Sportarten. Ein Schwergewicht liegt bei den Olympischen Spielen auf der Leichtathletik. Insgesamt lässt sich aber eine Tendenz zur Diversifizierung feststellen, dies auch deshalb, weil das klassische Fernsehen zunehmend durch Internetanwendungen und Spartenfernsehen ergänzt wird. Auf diese Weise erhalten nun ganz andere Sportarten die Möglichkeit, sich medial zu präsentieren und sich einer medialen Verwertung zu öffnen. Neben den etablierten Sportarten entstehen, häufig mit unterschiedlicher Konjunktur, sogenannte Trendsportarten. Als Beispiel für eine solche Trendsportart kann *Parkour* dienen. Mit Parkour bezeichnet man eine Bewegungsform, bei der die Athleten einen möglichst kurze und effiziente Strecke (frz. *parcours*) zurücklegen und dabei verschiedene Formen von Hindernissen überwinden. Obwohl Parkour auch in ‚natürlicher‘ Umgebung durchgeführt werden kann, handelt es sich gewöhnlich um eine urbane Aktivität. Die Hindernisse sind dementsprechend Objekte der Stadtkultur: Mauern, Garagen, Mülltonnen, Zäune. In teils spektakulären

Situationen werden Hochhäuser und Betonschluchten für Parkour benutzt. Dennoch darf man diese Sportart nicht mit Akrobatik oder Stuntkunst verwechseln.

Hinter der Sportart Parkour steht nämlich eine konkrete Grundhaltung: Die allermeisten Protagonisten dieser Sportart (Traceure) lehnen Wettkämpfe ab. Sie betrachten sich auch nicht als Artisten; sie wollen Zuschauer nicht durch die Vorführung ihrer komplexen Bewegungen beeindrucken. Ihrer Vorstellung nach geht es beim Parkour einzig darum, bestimmte Bewegungsformen zu kultivieren, um Geschmeidigkeit, Eleganz und Effizienz in der Überwindung von Hindernissen, letztlich um die Erfahrung von eigenen Leistungsgrenzen. Tatsächlich ist der Übergang zur Bewegungskunst und Choreografie fließend. Popularität gewinnt diese Sportart vor allem durch die vielen Videos die im Internet kursieren. Mit dem Parkour kann beispielhaft aufgezeigt werden, dass es Sportarten gibt, bei denen eine objektivierbare Leistung und Leistungsmessung nicht stattfinden, weil es dem Traceur allein darauf ankommt, die eigene körperliche Leistung in einer konkreten, nicht normierten Sportumgebung zu erfahren. Die Festsetzung einer absoluten Leistung, etwa die exakte Zeitmessung oder die Messung von Weiten und Höhen, wie beim Werfen und Springen, entfällt ebenso, wie die Verteilung von Punkten nach ästhetischen Kriterien. Damit kommt es bei dieser und bei ähnlichen Sportarten nicht zur objektiven Festsetzung von Normen und Werten.

Eine andere Situation lässt sich beim Catchen (Wrestling) beobachten. Das Catchen hat ein circensisches Moment, das heißt es wird eine Art Schaukampf dargeboten. Für den Zuschauer bleibt es letztlich unklar, inwieweit Sieg und Niederlage überhaupt auf der Leistungsstärke der Protagonisten beruhen. Die einzelnen Aktionen erscheinen bereits vor dem Wettkampf zum Teil in einer Art Choreografie festgelegt, so dass die authentische Leistung des Akteurs nicht oder nur bedingt im Wettkampf festgestellt wird. Das Catchen richtet sich auf die Unterhaltung der Zuschauer. Daher gibt es dort narrative Elemente (Storyline) und Showeinlagen. Es ähnelt einer Aufführung in einem Theater, bei der einige Elemente festgelegt sind und durch Improvisationen ergänzt werden.

Eine ganz andere Konstellation gibt es beim

Yoga zu beobachten, das – soweit man dieses Feld überhaupt überblicken kann – keine Wettkämpfe kennt und auch nicht mit dem Ziel durchgeführt wird, andere Personen zu unterhalten. Gewöhnlich sind die Yoga-Treibenden der Auffassung, dass sie mit der körperlichen Bewegung und dem speziellen Yoga-Training ihre Gesundheit stärken und verbessern, Beeinträchtigungen ausgleichen und Krankheiten bekämpfen können. Sie gehen davon aus, dass das Yoga nicht nur den Körper, sondern auch den Geist stärkt, daher auch zu seelischen und mentalen Verbesserungen führen kann.

Die genannten Bewegungsformen werden häufig zum Sport gezählt, obwohl sie die klassische Wettkampfsituation gewöhnlicher Sportarten nicht oder nur eingeschränkt kennen. Das spricht zunächst für eine Ausweitung des Sportbegriffs und führt daher auch zu einer Veränderung des Leistungsbegriffs, wenn nun nicht mehr Zentimeter, Gramm, Sekunden oder Punkte und Tore ausschlaggebend sind, um eine Leistung zu beschreiben. Beim Parkour geht es einzig um die selbst bemessene Leistung und die Erfahrung von Grenzen. Beim Catchen richtet sich die Leistungserbringung auf die Unterhaltung der Zuschauer. Beim Gesundheitssport stehen weniger objektivierbare Leistungen mit agonalem Charakter im Vordergrund als vielmehr die mutmaßlich positiven Wirkung der körperlichen Bewegung auf die Gesundheit.

Dem entsprechend muss auch die Leistungserbringung bewertet werden. Es lassen sich daher für die Leistungsbewertung verschiedene Hinsichten unterscheiden: absolute Aspekte der Leistung (objektiv und quantitativ messbare; Sportarten beispielsweise mit Rekordlisten), relative Aspekte der Leistung (etwa in Bezug auf außersportliche Zwecke), ästhetische Aspekte der Leistung (Punkte und Noten), kompetitive Aspekte der Leistung mit agonalem Charakter. Ergänzt werden diese Leistungsaspekte, denen jeweils Kriterien für ihre Messung entsprechen, durch die Leistungserfahrung, die prinzipiell individuell geprägt ist, und sich nicht in quantifizierbare oder operationalisierbare Parameter transformieren lässt.

Aus der Betrachtung der verschiedenen Kriterien zur Bewertung und Beurteilung sportlicher Bewegung folgt, dass es die Zielsetzung oder der Zweck ist, nach dem sich die Form der Leistung bemisst.

Sportliche Bewegung ist ein Handeln, das im kulturellen Raum stattfindet. Alle menschlichen Handlungen sind auf Zwecke ausgerichtet. Aktivitäten ohne Intentionalität sind keine Handlungen. Dementsprechend kommt es darauf an, die Zwecke zu typologisieren. Hier lassen sich zunächst intrinsische und extrinsische Zwecke unterscheiden. Wenn die Leistungserbringung subjektiv zufriedenstellend ist, wenn durch sportliche Bewegung ein „gutes Körpergefühl“ erzeugt wird, kann damit allein schon ein Zweck der Leistung begründet werden, der keineswegs objektivierbar oder messbar, aber dennoch vom Einzelnen selbst gut zu beurteilen ist. Wettkampf und Leistungsvergleich sind dafür nicht notwendig. Freilich kann man dem entsprechend argumentieren, dass nicht alle Bewegungsformen als Sport bezeichnet werden können. Vielfach wird das agonale Element einer Bewegungsform als das charakteristische Merkmal des Sports bezeichnet. Sport ist aber ein empirischer Begriff, der nur schwer und wenn, dann nur im Rückgriff auf seine faktische Verwendung, festgelegt werden kann. Aus diesem Grund gibt es kein Hindernis, einen erweiterten Sportbegriff fruchtbar zu machen, vor allem wenn es um den Schulsport geht, bei dem die Leistungserbringung viel stärker an das subjektive Erleben gekoppelt ist und letztlich durch pädagogische Perspektiven gefiltert wird (Landesinstitut für Schule [2004]).

2. Leistung und Anerkennung

Neben die Leistungserbringung und die Leistungsbeurteilung tritt als ein wichtiger Faktor die Anerkennung von Leistungen. Die Mehrperspektivität der sportlichen Bewegung sowie die Vielschichtigkeit der Leistungskriterien werden durch Anerkennungsprozesse gefiltert und sekundär evaluiert. Das wird klar, sobald man auf die verschiedenen Grade der Professionalisierung von Sportarten blickt. Die Anerkennung bestimmter Sportformen, etwa des Fußballs, zeigt sich in der möglichen Bandbreite von Entlohnung für erbrachte Leistungen. Die finanzielle Entlohnung von Leistungen ist nämlich ein guter Gradmesser für deren gesellschaftliche Anerkennung. Hierzu tragen sowohl die Popularität einer Sportart, der Aufstiegswille von Akteuren und die

Doping – Sport und Leistung Informationen für Lehrende

werbewirksame Vermarktung von Bewegungs- und Spielabläufe bei. Hier sind durchaus Konjunkturen zu beobachten. Sportarten treten in den Fokus der Aufmerksamkeit, beispielsweise das Tennis in den achtziger Jahren, sind aber immer davon bedroht, in der Publikumsgunst abzusinken. Beim Profi-Radfahren lässt sich der unmittelbare Zusammenhang von Leistungsdruck, Leistungserbringung, Öffentlichkeit, Werbewirtschaft und Popularität hervorragend beobachten.

Diese Form gesellschaftlicher Anerkennung führt zu einer Steigerungslogik der objektivierbaren Leistung im Sport. Hier gibt es in zahlreichen Sportarten absolute Leistungsmessung, etwa der Weiten, der Höhen, des Gewichts oder der Zeit, die in verschiedenen Rekordlisten geführt werden. Diese Steigerungslogik beruht auf der absoluten Leistungsmessung, sie hat aber auch absolute Leistungsgrenzen. Physiologen sprechen von objektiven Limits, die ein menschlicher Körper in einer bestimmten Bewegungsform grundsätzlich nicht überschreiten kann (Denny [2008]). Rekorde werden daher immer seltener (Toussaint [2008]). Insofern gibt es im Leistungssport ein Dilemma, denn einerseits beruhen diese Formen sportlicher Aktivität auf der Steigerungslogik, andererseits steht fest, dass bestimmte Leistungsmaxima nicht überschritten werden können. Diese Situation hat verschiedene Konsequenzen. Eine davon ist offensichtlich: Doping hängt systemisch mit der Steigerungslogik zusammen und ist unter diesem Gesichtspunkt als Strategie zu werten, möglichst nah an das Leistungsmaximum heranzukommen. Aus dieser Argumentation folgt dann, dass Doping nicht ein schmutziges Sonderphänomen eines ansonsten intakten Sports ist, sondern integraler Bestandteil der Leistungsdoktrin. Auch eine andere Konsequenz muss Erwähnung finden: die positive Leistungserfassung wird immer feinkörniger. Es ist eine Tendenz zu beobachten, dass in einigen Sportarten immer exakter gemessen wird. Ging es früher um Zehntel-, dann um Hundertstelsekunden, so wird heute verschiedentlich sogar um Tausendstelsekunden gekämpft (Motorsport, Kanusport). Das geschieht nicht nur deshalb, weil die Messtechnik große Fortschritte gemacht hat, sondern auch weil sich damit die Spanne für mögliche Rekorde erhöht. Wie eine Asymptote nähern sich die Rekorde dem absoluten Leistungsmaximum immer mehr an, ohne

es je zu erreichen. Freilich gerät dadurch völlig aus dem Blick, dass so kurze Zeitspannen unserem Zeitempfinden gar nicht zugänglich sind. Ein Vorgang, der nur so kurze Zeit dauert, lässt sich kaum beobachten, geschweige denn, dass wir eine Empfindung davon haben, dass eine Bewegung um eine oder zwei Tausendstelsekunden länger dauert oder dass wir sehen könnten, dass jemand das Ziel eine so kurze Zeit eher erreicht. Die Rekorde entziehen sich daher durch ihre große technische Abstraktheit einem unmittelbaren Verständnis und werden zu einer Größe, die dem Sport und dem sportlichen Erleben fremd ist. Andererseits ermöglichen diese Techniken, Steigerungen in einem sehr kleinen Intervall zu dokumentieren, d.h. zugleich: mehr Rekorde zu ermöglichen, ohne dass das Leistungsmaximum absolut gesehen erreicht würde.

Letztlich muss man jedoch damit rechnen, dass in naher Zukunft kaum noch neue Rekorde aufgestellt werden. In den klassischen olympischen Disziplinen ist das heute schon der Fall (Toussaint [2008]). Ein Ausweg besteht darin, neue Disziplinen einzuführen oder neuartige Sportgeräte zuzulassen. Aber auch hier dürfte beim Stand der Technik, der zulässigen Geräte, der Optimierung des Trainings in relativ kurzer Zeit das Ende der Leistungsmaximierung erreicht sein. Damit kommt es zu einem Anerkennungsproblemen. Die Steigerungslogik erweist sich als anfällig. Die absolute Leistungsmessung, schneller, höher, weiter, gerät in eine Krise. Daher ist eine Verschiebung hin zu einer kompetitiven oder ästhetischen Leistungsbewertung über lang oder kurz zu erwarten. Aber bei der kompetitiven Leistungsbeurteilung treten ebenfalls Probleme auf, wenn die Leistungsdichte sehr groß wird. Damit ist es wahrscheinlich, dass jemand einen Wettbewerb mit einem minimalen, nicht sichtbaren Vorsprung gewinnt, nicht weil er besser trainiert hat oder willensstärker ist, sondern vielleicht aus Zufall, aus einer Ungleichheit in der Ausgangssituation oder im Wettkampf, die weder in der Physis des Athleten noch in seinem Wettkampfverhalten zu finden sind. Auch hier ist letztlich damit zu rechnen, dass die Zuschauer, die Sport- und Wettbewerbsindustrie das Interesse an den Wettkämpfen verlieren, wenn jemand nur noch durch Zufall gewinnt.

3. Der Wettkampf – geregelte Ungleichheit

Ein konstitutives Element jeden sportlichen Wettkampfs sind die gleichen Ausgangsbedingungen. Sie erst lassen aus dem Miteinander und Gegeneinander körperlicher Bewegungen einen unter motivationalen Gesichtspunkten interessanten Wettkampf entstehen. Deshalb beruht das gesamte Sportsystem darauf, faire Ausgangsbedingungen für einen Wettkampf zu schaffen. Es sollen sich in etwa gleich starke Athleten im Wettkampf messen. Gewöhnlich geht es dabei um eine stabile Wettkampfsituation. Die Leistungssteigerung wird daher nach den Kriterien von Kooperation und Konkurrenz organisiert.

Ein genauerer Blick zeigt aber, dass die fairen und gleichen Ausgangsbedingungen nur eingeschränkt gegeben sind. Bereits die „natürlichen“ Anlagen der Athleten sind sehr verschieden. Ferner unterscheiden sich die verfügbaren Materialien, die Trainingsmöglichkeiten, die Ausstattung von Trainingsgeländen, der Zugang zu medizinischer Versorgung in einzelnen Ländern und für einzelne Athleten und Verbände erheblich. Daher ist es sinnvoller diese Seite des Wettkampfes als *geregelte Ungleichheit* zu bezeichnen. Einerseits kann man dadurch vermeiden, den sehr unklaren Begriff von Fairness und Gerechtigkeit auf formelle Gleichheit – welcher Art auch immer – zu reduzieren. Andererseits beschreibt der Ausdruck *geregelte Ungleichheit* besser, was tatsächlich beim Sport passiert. Es gibt Regeln für die einzelnen Wettkämpfe, die über die Teilnahmemöglichkeiten des Athleten bestimmen. Diese Regeln haben ganz unterschiedliche Gründe. Und nicht immer sind sie intuitiv verständlich. Vielmehr kommt es an den Schnittlinien dieser Regeln zu Konflikten.

Die klassische Sportwelt beispielsweise ist in zwei Hemisphären geteilt, eine Welt für Frauen, eine andere für Männer. Tatsächlich sind die Leistungsprofile von Männern und Frauen in vielen Sportarten verschieden, aber natürlich nicht in allen, so dass bei einigen Sportarten die Aufteilung in Frauen- und Männersportgruppen sachfremd ist und nur aus Tradition aufrechterhalten wird. In einigen Sportarten gibt es zusätzlich zu den Frauen- und Männer-Wettkämpfen sogenannte Mixed-Wettkämpfe (Müller [2006]).

Problematisch ist diese Aufteilung auch, weil sie die grundlegenden Einsichten der medizinischen und kulturwissenschaftlichen Genderforschung ignoriert, nach denen es bisweilen schwierig, wenn nicht sogar unmöglich ist, die bipolare Kategorisierung „Mann/Frau“ auf eine konkrete Person anzuwenden, ohne sie zu diskriminieren. Erinnerung sei an den Fall Caster Semenya, eine 800m-Läuferin, die bei der Leichtathletikweltmeisterschaft in Berlin 2009 Gold gewann. Während des Wettkampfes kursierten Gerüchte, dass Caster Semenya intersexuell sei und daher gar nicht erst hätte starten dürfen. Der Leichtathletikverband ordnete einen Test an zur Überprüfung der Geschlechtszugehörigkeit. Insgesamt entwickelte sich daraus eine für den Verband höchst peinliche und für die junge Athletin unerträgliche Diskussion um Geschlecht und Gender. So ließ sich ein Funktionär, der IAAF-Generalsekretär Pierre Weiss, mit den merkwürdigen Worten zitieren, es sei klar, dass Semenya „eine Frau ist, aber vielleicht nicht zu 100 Prozent“ (Neue Zürcher Zeitung, 10. September 2009). In der Frauen- und Geschlechterforschung ist indes seit mehr als drei Jahrzehnten klar, dass die Geschlechtszugehörigkeiten (1) nicht ausschließlich bipolar sind, sondern mehr als zwei Möglichkeiten gegeben sind, (2) dass die Geschlechtszugehörigkeit nicht allein durch biologische Parameter festgelegt ist, sondern ein soziales Konstrukt darstellt und als Prozess betrachtet werden muss (Villa [2001]). An diesem Beispiel lässt sich gut erklären, warum die Wettkampfbedingungen, die Einteilung in Männer- und Frauengruppen, problematisch ist und eine bleibende Tendenz zur Diskriminierung aufweist. Gleichzeitig wird diese Aufteilung – vornehmlich von Frauen – torpediert. Sie wollen an Männerwettkämpfen teilnehmen.

Ähnliche Schwierigkeiten ergeben sich im Behindertensport. Bei den Paralympics ist einerseits klar zu erkennen, dass es eine Bewegung hin zur Professionalisierung auch im Behindertensport gibt. Hier schreibt der Sport große Geschichten. Die Medienaufmerksamkeit und die Berichterstattung nehmen spürbar zu. Daher geht es auch in diesem Sportfeld um Sponsorenverträge und Werbeeinnahmen. Das ist aus der Sicht der Sportler zu begrüßen und ein Zeichen dafür, dass der Behindertensport und mit ihm der behinderte Sportler in der Mitte der Gesellschaft angekommen sind.

Doping – Sport und Leistung Informationen für Lehrende

Bei den Paralympics ist – besser als in allen anderen Sportfeldern – zu erkennen, dass die oben genannte Strategie der *geregelt Ungleichheit* verfolgt wird. Die Organisationen sind bemüht attraktive Wettkämpfe auszurichten und stellen deshalb verschiedene Behinderungstypen in Wettkampfklassen zusammen. Diese Klassifizierung enthält eine Einteilung in amputierte Sportler, Sportler mit Zerebralparese (Störungen der Bewegungssteuerung im Gehirn), Sehbehinderte, Rollstuhlsportler, Kleinwüchsige und „Les Autres“ (unterschiedliche Behinderungen, die in den vorhergehenden Gruppen nicht enthalten sind). Eine besondere Rolle spielen die „geistig Behinderten“, die gelegentlich schon an solchen Wettkämpfen teilnehmen konnten, aber auch über eigene Organisationsformen verfügen (Special Olympics). Deutlicher als bei Sportwettkämpfen der Nicht-Behinderten tritt hier die ganze Bandbreite nicht standardisierter Körper zu Tage. Beim Behindertensport wird auch offensichtlich, dass es keine Gleichheit in den Ausgangsbedingungen geben kann. Der Versuch der Verbände und Organisationen geht nur dahin, Ungleichheiten zu regeln.

Der Behindertensport führt zu zwei verschiedenen Konfliktfeldern, einerseits bezüglich der Zulassungsbedingungen zum Wettkampf, andererseits bezüglich der Verwendung von Technik im Sport. (1) Der Fall *Oscar Pistorius* zeigt, dass es zu umstrittenen Zulassungen zu Wettkämpfen kommen kann. Dem unterschenkelamputierten Sprinter Pistorius wurde zunächst die Starterlaubnis für die Olympischen Spiele 2009 in Peking verweigert, dies mit der Begründung, die Carbon-Prothesen, die er während seiner Läufe nutzte, stellten eine unerlaubte Form der Leistungssteigerung dar. Zwar wurde dieses Urteil noch vor der Eröffnung der Olympischen Spiele aufgehoben, Pistorius gelang es aber nicht mehr in der kurzen Vorbereitungszeit die Norm für die Teilnahme zu unterbieten. Dies gelang ihm dann aber bei der Weltmeisterschaft 2011 in Daegu (Südkorea). Er nahm 2012 sowohl an den Olympischen Spielen als auch an den Paralympics in London teil. (2) Der Fall *Oscar Pistorius* zeigt aber auch, dass die Verwendung technischer Mittel zu Konflikten führt. Der äußerst erfolgreiche Läufer erreichte im 200 m-Finale der Paralympics 2012 ‚nur‘ Silber. Gold errang der brasilianische Sprinter Alan Oliveira. Im Anschluss an dieses Ereignis kritisierte Pistorius die Carbon-Pro-

thesen des Brasilianers; sie seien zu lang gewesen und hätten diesem einen technischen Vorteil gebracht. Beide Konfliktfälle treten hier im Fall Pistorius zusammen: einerseits kommt Kritik auf, wenn die Gleichheit – vor allem zu nicht-behinderten Sportlern – durch technische Hilfsmittel hergestellt wird. Der Verdacht kommt auf, es ergäbe sich ein Vorteil für den behinderten Sportler. Andererseits zeigt sich, dass technische Mittel möglicherweise entscheidende Ungleichheiten hervorbringen und als unfair empfunden werden können.

Abseits von der Fragestellung, ob und inwieweit technische Mittel im Sport sinnvoll, wichtig oder – wie im Behindertensport – unerlässlich sind, ergibt sich daraus ein grundlegendes Problem der Steigerungslogik. Es bleibt fraglich, nach welchen Kriterien Ungleichheiten in der Leistungsfähigkeit der einzelnen Athleten geregelt werden können oder sollen. Den Sportlern wird eine enorme Anpassungsleistung abgefordert. Die Körpernormierung wird mit technischen Mitteln unterstützt, damit auch der behinderte Athlet Bestleistungen erbringen kann. Gelingt dies tatsächlich, werden Befürchtungen laut, die Leistungen seien nur durch die technischen Mittel möglich, Manipulationen seien dadurch Tür und Tor geöffnet.

Im Hintergrund liegen dabei Fragen ganz anderer Art, etwa die, was es für einen Bereich absoluter Leistungsmaximierung bedeutet, dass Sport nur gemeinsam betreiben werden kann. Das Gleichgewicht von Kooperation und Konkurrenz scheint empfindlich gestört, wenn die Konkurrenz im Wettkampf alle Formen von Kooperation dominiert. Hier gilt es zu überlegen, inwieweit neue, innovative Varianten von Sportwettkämpfen stabilere Formen von Kooperation hervorbringen könnten. Man könnte hier daran denken, dass Wettkämpfe sowohl von Männern und Frauen, Behinderten und Nicht-Behinderten gemeinsam betrieben würden. Ansätze dazu gibt es bereits. Leistungsbewertung und Leistungsbeurteilung müsste dann ganz anderen Zwecksetzungen folgen. Die Tendenz zur ausschließlich objektiven Leistungsbewertung könnte dadurch zumindest im nicht professionellen Breitensport gebrochen werden.

Weiterführende Literatur

- Asmuth, Christoph (2012): „Homo ludens oder homo laborans. Menschenbilder im Konflikt“. In: Biologische Modelle und ihre ethischen Implikationen: Translating Doping (Hg.) Grüneberg, Patrick. (Brennpunkt Doping; 3) Bielefeld 2012, S. 15–33
- Asmuth, Christoph – Bisol, Benedetta – Grüneberg, Patrick (2010): „Modelle und Grenzen der Leistungssteigerung im Sport: Enhancement, Doping, Therapie aus philosophischer Sicht.“ In: Leipziger Sportwissenschaftliche Beiträge 51 (2010), H. 2, 8–43
- Bette, Karl-Heinrich (1984): Strukturelle Aspekte des Hochleistungssports in der Bundesrepublik. Ansatzpunkte für eine System-Umwelt-Theorie des Hochleistungssports. (Schriften der Deutschen Sporthochschule Köln; 13) Sankt Augustin 1984.
- Bette, Karl-Heinz (1999): Systemtheorie und Sport. Frankfurt a.M. 1999.
- Caillois, Roger (1958): Die Spiele und die Menschen. Stuttgart 1960 [Originalausgabe: Paris 1958].
- Daumann, Frank (2011): Grundlagen der Sportökonomie. Konstanz 2011.
- Denny, Mark W. (2008). Limits to running speed in dogs, horses and humans. *Journal of Experimental Biology* 211: 3836–3849. doi: <http://dx.doi.org/10.1242/jeb.024968>
- Gebauer, Gunter – Hortleder, Gerd (1986): „Die künstlichen Paradiese des Sports.“ In: Sport – Eros – Tod. Frankfurt a.M. 1986
- Huizinga, Johan (1938): Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Reinbek bei Hamburg 1956; ²12009 [Originalausgabe 1938]
- König, Eugen (1989): Körper – Wissen – Macht. Studien zur historischen Anthropologie des Körpers. (Reihe historische Anthropologie; 8) Berlin 1989
- Körner, Swen (2012): „Doping im Spitzensport der Gesellschaft.“ In: Höher - schneller - weiter. Gentechnologisches Enhancement im Spitzensport: Avantgarde eines neuen Menschenbildes? Ethische, rechtliche und soziale Perspektivierungen (Hg.) Körner, Swen – Schardien, Stefanie. Paderborn 129–148
- Kurz, Dietrich (1990): Elemente des Schulsports. Schorndorf 1977, ²1979, ³1990
- Landesinstitut für Schule (2004) (Hg.): Leisten und Leistung im Sportunterricht der Sekundarstufe I. Aachen 2004.
- Lenk, Hans (1985): Leistungssport: Ideologie oder Mythos? Zur Leistungskritik der Sportphilosophie. Stuttgart 1985.
- Müller, Marion: Geschlecht als Leistungsklasse. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 35, Heft 5, Oktober 2006, S. 392–412
- Singler, Andreas – Treutlein, Gerhard (2012): Doping im Spitzensport, Sportwissenschaftliche Analysen zur nationalen und internationalen Leistungsentwicklung. (Sportentwicklung in Deutschland, Band 12), 62012
- Rigauer, Bero (1969): Sport und Arbeit. Frankfurt a.M. 1969
- Stichweh Rudolf (1990): Sport – Ausdifferenzierung, Funktion, Code, in: Sportwissenschaft 20 (1990), 4, 373–389
- Toussaint, Jean-François et al. (2008) The Citius End: World Records Progression Announces the Completion of a Brief Ultra-Physiological Quest. *PLoS ONE* 3(2): e1552. doi: 10.1371/journal.pone.0001552
- Villa, Paula-Irene: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. (Geschlecht und Gesellschaft; 23) Zweite, durchgesehene Auflage, Opladen 2001.

Didaktische und methodische Hinweise

Die vorliegenden Materialien sind für einen kompetenzorientierten Sportunterricht konzipiert, der die Sport- und Bewegungskultur in ihrer Breite und Vielfalt kritisch thematisiert. Dabei wird der Begriff der „Leistung“ in den Mittelpunkt gestellt. Mit Hilfe der Materialien sollen die Schülerinnen und Schüler einen reflexiven Zugang zum Verhältnis von Sport und Leistung theoretisch entwickeln und praktisch erproben können. Das den Aufgaben zugrundeliegende Kompetenzmodell zielt auf die Verbindung kognitiver Aspekte und Kenntnisse mit bewegungspraktischen Anteilen.

In Anlehnung an Gogoll (2011) fokussieren die Aufgaben und Materialien ein „reflexives Bewegungshandeln“, das die folgenden Elemente aufweist:

- 1.) Die Schülerinnen und Schüler sollen in die Lage versetzt werden, verschiedene Perspektiven auf die Sport- und Bewegungskultur einnehmen zu können.
- 2.) Sie sollen befähigt werden, diese Perspektiven wechseln zu können.
- 3.) Und sie sollen diese Perspektiven sachlich wertend beurteilen können.

Dem entsprechend sind die vorliegenden Materialien ausgewählt worden. Einerseits geht es um kognitives Wissen, Wissen, das in Texten niedergelegt ist und sich insofern einem expliziten Diskurs öffnet. Andererseits bieten die Materialien auch die Möglichkeit, unmittelbar an sportliches Handeln und damit an implizites Wissen anzuschließen. Leistungserfahrungen können auf dem Hintergrund von konkreten Bewegungsformen diskutiert werden. Leistungsbewertung im Sportunterricht kann als Beispiel für das Problem objektivierender Leistungskriterien herangezogen werden. Durch die Erweiterung des Wissensbegriffs und durch seine Anwendung auf den Sportunterricht ergeben sich Möglichkeiten, fachübergreifende Aspekte zu berücksichtigen. Die Materialien stellen ein Angebot dar, wie die Thematik im Unterricht aufgegriffen werden kann. Sie können in ihrem Zusammenhang bearbeitet werden oder auch einzeln Verwendung finden.

Die Materialien **M1** entwickeln zunächst einen

theoretisch-philosophischen Zugang zum Thema „Leistung“. Der Begriff der „Leistung“ im Sport ist eng an ein mechanistisches Verständnis vom menschlichen Körper gebunden. René Descartes kann als ein prominenter Vertreter angesehen werden, der im Zuge der Aufklärung ein solches Körperbild philosophisch vertreten hat. Der Textauszug aus „Über den Menschen“ beschreibt ein Gedankenexperiment. Gott, der als unendlich guter und vollkommener Ingenieur vorgestellt wird, stellt einen Menschen her, den er wie eine Maschine konzipiert. Am Schluss stellt sich heraus, dass er den Menschen macht, wie ihn die Anatomen erklären, d.h. wie in der Medizin die Funktionen seines Körpers erklärt werden. Implizit macht der Text klar, dass die Maschine – der menschliche Körper, der in vollkommener Weise konzipiert ist – auch durch die Technik eines Ingenieurs erhalten und in seiner Leistungsfähigkeit verbessert werden kann. Die Erklärungsart des menschlichen Körpers ist daher mechanistisch. Interessant – und für die beginnende Aufklärung typisch – ist die Überlegung, dass der Mensch nicht nach dem Bilde Gottes erschaffen, sondern nach dem Bilde des Menschen entworfen wird. Die beiden Bilder **M1.2** zeigen die Kontinuität dieser Idee, einmal als positive (mechanische Ente), einmal als negative Utopie (Robotrix, Metropolis). Das mechanistische Weltbild ist, wie **M1.1** und **M1.2** zeigen, mit dem Leistungsbe-griff verbunden. Diese enge Verbindung wird bereits in der Aufklärung kritisch gesehen. Das berühmte Zitat von Schiller **M1.3** zeigt beispielhaft, wie der Begriff des Spiels in Opposition zu mechanistischen Vorstellungen gebracht wird. Das Spiel ist Zweck an sich selbst und damit der Arbeit entgegengesetzt. Das Zitat von Karl Marx **M1.4** zeigt die (noch) nicht entfremdete Arbeit: Arbeit ist ein Prozess, in dem der Mensch das Spiel der Naturkräfte seinen eigenen, ebenfalls natürlichen Kräfte unterwirft. Das Spiel der Natur ist beendet, wenn der Mensch sie sich untertan macht. Aber der Mensch verändert dadurch zugleich seine eigene Natur. Der Text **M1.5** zeigt die Verbindung von Spiel und Arbeit in der modernen Bewegungskultur. Arbeit und Spiel schließen sich nicht aus, bilden aber eine spannungs- und facettenreiches Gebilde, in deren Schnittfeld das Doping anzusiedeln ist. Der Text **M1.6** schlüsselt die Schwierigkeiten auf, wenn ein auf Leistungssteigerung ausgelegtes System wie der

Doping – Sport und Leistung Informationen für Lehrende

Sport an seine physiologischen Grenzen stößt. Kritisch zu diskutieren ist hier nicht nur die Frage nach der Leistungssteigerung oder der abstrakten Messmethode, sondern auch, ob es tatsächlich realistisch ist, dass die Attraktivität des Wettkampfsports durch eine ästhetische Perspektive abgelöst werden könnte, ohne dass sich der Sport in etwas anderes verwandelt, etwa Performance, Akrobatik oder Theater.

Die Materialien **M2** stellen mit der Bewegungsform „Parkour“ ein konkretes Beispiel vor, das zeigt, wie körperliche Leistung anders als im Wettbewerb aufgeführt und ausgetragen werden kann. Die Materialien **M2.1** und **M2.2** stammen aus der Selbstdarstellung der Parkour-Szene. **M2.1** zeigt das Ethos der Traceure, die zwar gefährliche und waghalsige Situationen mit Leistungsanspruch suchen, gleichzeitig aber Wettkämpfe ablehnen. Es handelt sich um eine Risikosportart mit einer ethischen Selbstverpflichtung. Bei **M2.2** handelt es sich um ein Gedicht eines Traceurs, das einerseits zeigt, dass die Szene lokal verankert ist: die Mundart belegt die identitätsbildende Funktion einer subkulturellen Bewegungsform. Andererseits verbindet das Gedicht die Darstellung der Bewegungs- und Leistungserfahrung mit der programmatischen Überwindung von Differenzen – Geschlecht, Hautfarbe, Kultur und Religion –, die allesamt im traditionellen Sport eine Rolle spielen oder spielten. **M2.3** gibt eine Information über die Entstehung des Parkour. Mit dem Text **M2.4** soll auf die prekäre Situation von Trendsportarten aufmerksam gemacht werden, wenn sie in den Blickpunkt von wirtschaftlichen Interessen geraten. Hier findet ein konkreter Übergang von Spiel und Arbeit statt, der zugleich eine Transformation der Leistungsbewertung und -anerkennung hervorruft.

In den Materialien **M3** geht es um die Frage der geregelten Ungleichheit im Sport. Die Trennung der Geschlechter ist einerseits traditionell motiviert, andererseits soll sie den unterschiedlichen Leistungsniveaus von Männern und Frauen Rechnung tragen. Dadurch kommt es aber zu teils erheblichen Problemen, und zwar immer dann, wenn die Geschlechtszugehörigkeit einzelner Personen in den Blickpunkt gerät. Gleiches gilt für Behinderte im Sport, etwa bei den Paralympics, bei denen die Startklassen durch medizinische Normierung gebildet werden, einerseits für Gleichheit sorgen sollen, andererseits aber auch neue Ungerechtigkeiten produzieren. Bei **M3.1**

geht es um die Geschlechterdifferenz im Leistungssport. Der Text zeigt auf, dass die körperliche Geschlechterdifferenz nicht nur wegen der unterschiedlichen Leistungserfolge von Männern und Frauen aufrechterhalten wird, sondern auch um die dramatische Inszenierung und Reproduktion der gesellschaftlich-kulturellen Geschlechterdifferenz aufrechtzuerhalten. Die Tabelle zeigt die verschiedenen Möglichkeiten der Trennung der Geschlechter im Sport. Der Text **M3.2** ist ein Zeitungsausschnitt, der über den Fall Caster Semenya berichtet, die bei der Leichtathletik WM in Berlin 2009 plötzlich in die Schlagzeilen geriet. Ihr wurde unterstellt, sie sei ein Mann, und hätte bei den Frauenwettkämpfen nicht starten dürfen. Daraufhin wurden die Geschlechtszugehörigkeit und eine mögliche Intersexualität von Caster Semenya durch Medien und Sportverbände zum Gegenstand öffentlicher Diskussion gemacht. Der Fall Heidi/Andreas Krieger (**M3.3**) zeigt den Zusammenhang von Dopingpraktiken und Transsexualität. Krieger war in der DDR ohne ihr Wissen gedopt worden. Die Einnahme von Anabolika und Hormonen zum Zweck der sportlichen Leistungssteigerung führte bei Krieger zu einer Vermännlichung ihres Körpers mit bis heute schwerwiegenden gesundheitlichen Beeinträchtigungen. Krieger unterzog sich 1997 einer geschlechtsangleichenden Operation.

Literatur

Gogoll, A. (2011). Sport- und bewegungskulturelle Kompetenz: Eine Voraussetzung für den Aufbau von Handlungsfähigkeit im Bereich Sport und Bewegung. *Sportpädagogik* (5), 46–51.

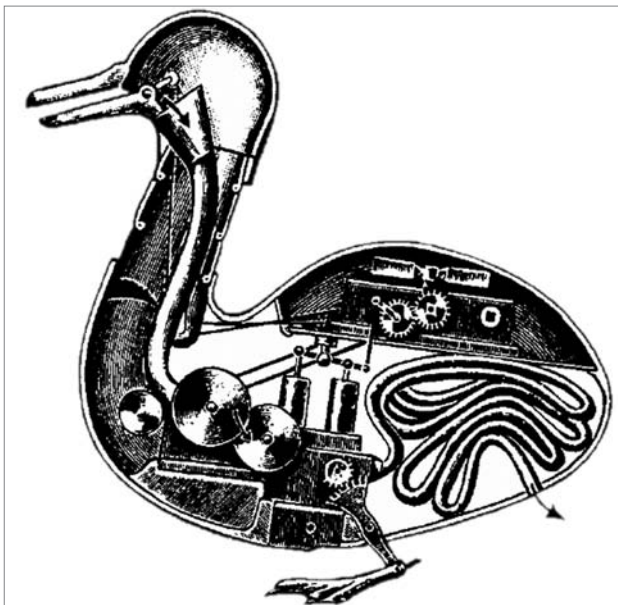
M1.1 René Descartes: Über den Menschen

„[...] Ich stelle mir einmal vor, dass der Körper nichts anderes sei als eine Statue oder Maschine aus Erde, die Gott gänzlich in der Absicht formt, sie uns so ähnlich wie möglich zu machen, und zwar derart, dass er ihr nicht nur äußerlich die Farbe und die Gestalt aller unserer Glieder gibt, sondern auch in ihr Inneres alle jene Teile legt, die notwendig sind, um sie laufen, essen, atmen, kurz, all unsere Funktionen nachahmen zu lassen, von denen man sich vorstellen könnte, dass sie aus der Materie ihren Ursprung nehmen und lediglich von der Disposition der Organe abhängen. Wir sehen Uhren, kunstvolle Wasserspiele, Mühlen und andere ähnliche Maschinen, die, obwohl sie nur von Menschenhand hergestellt wurden, nicht der Kraft entbehren, sich aus sich selbst auf ganz verschiedene Weise zu bewegen. Und wie

mir scheint, könnte ich mir von einer Maschine, die – wie ich einmal annehme – aus der Hand Gottes angefertigt sein soll, nicht so viele Bewegungsarten vorstellen noch ihr so viele kunstvolle Bildung zuschreiben, dass man sich nicht vorstellen könnte, dass sie nicht noch mehr davon besitzen kann. Ich werde mich also nicht dabei aufhalten, die Knochen, Nerven, Muskeln, Venen, Arterien, den Magen, die Leber, Milz, das Herz, das Gehirn zu beschreiben, noch all die anderen verschiedenen Teile, aus denen die Maschine zusammengesetzt sein muss. Denn ich unterstelle, dass sie ganz und gar den Teilen unseres Körpers gleichen, die dieselben Namen tragen und die man sich durch einen gelehrten Anatomen zeigen lassen kann [...]"

Quelle: Descartes, René: Über den Menschen: (1632).
Übers. Karl E. Rothschuh, Heidelberg: 1969, S. 44

M1.2 Bilder

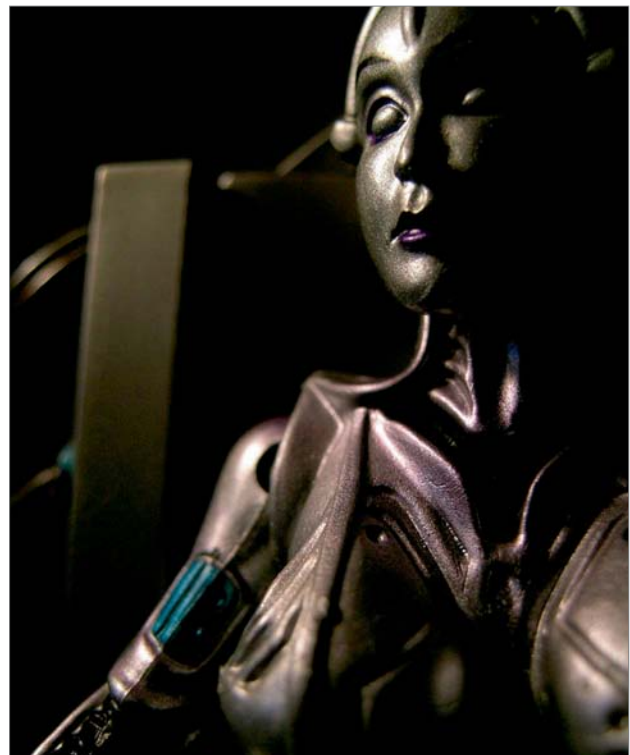


1739 entwickelte Jacques de Vaucanson eine mechanische Ente. Der Automat konnte scheinbar Körner fressen, verdauen und ausscheiden.

Quelle: gemeinfrei, unter: <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=MechaDuck>

Datei:MechaDuck.png&filetimestamp=20060518183642

[12.11.2012]



Das Bild zeigt den weiblichen Maschinenmenschen

Foto ©: Dirty Bunny (CC BY-NC-SA 2.0),

www.flickr.com/photos/angrybee/5545296/sizes/l/in/photostream/

Arbeitsvorschlag

Dem Maschinenparadigma des menschlichen Körpers liegt ein mechanistisches Weltbild zugrunde, das im 17. und 18. Jahrhundert entstanden ist. Lesen Sie den Textauszug von Descartes „Über den Menschen“ und unterstreichen Sie a) alle „Maschinenteile“ die Sie finden können und b) alle Funktionen, die der Körpermaschine zugeschrieben werden.

Es war in dieser Zeit Mode, Apparate zu konstruieren, die die organischen Funktionen nachahmten. Die Maschine wurde mit ihren Leistungen zur Konkurrenz des Menschen. Es gibt die These, dass damit die Grenzen von „Natürlichkeit“ und „Künstlichkeit“ verschwimmen, das Künstliche möglichst natürlich und das Natürliche künstlich wurde. Schauen Sie das Bild der Ente an. Und entscheiden Sie, was an dieser „künstlich“ und was „natürlich“ ist.

„Mechanisches Leben“ war in dieser Zeit nicht paradox. Bis heute entwickeln Menschen Visionen von Maschinen-Menschen, Robotern, Cyborgs – Androiden aller Art. Stellen Sie eine Sammlung zusammen und beschreiben Sie die Hintergründe, Visionen und Ziele, die sich mit diesen Konstruktionen verbinden ließen. Finden Sie Konstruktionen, die körperliche Höchstleistungen im Sinne einer sportlichen Leistung verkörpern?

M1.3 Friedrich Schiller

„[...] Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeu-

tung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt [...]“

Friedrich Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen, Kapitel 16

M1.4 Karl Marx: Arbeit und Natur

„[...] Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich

den Naturstoff in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er durch diese Bewegung auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigne Natur. Er entwickelt die in ihr schlummernden Potenzen und unterwirft das Spiel ihrer Kräfte seiner eignen Botmäßigkeit [...]“

Karl Marx - Friedrich Engels - Werke, Band 23, „Das Kapital“, Bd. I, Dritter Abschnitt, S. 192

M1.5 Sport und Arbeit

Der Wettkampf bildet eine Verbindung zwischen Sport und Spiel. Die Kräfte zu messen und dabei nicht um Leib und Leben zu wetten, ist ein Charakteristikum des Spiels wie des Sports. Im Spiel wie im Sport geht es um die Einhaltung festgelegter Regeln und auch darum, Fairness walten zu lassen. Gewinnen und Verlieren beziehen sich dabei stets auf einen Lebensbereich, der zwischen Ernst und Spiel, zwischen Realität und Fiktion, zwischen Bitterkeit und Heiterkeit schwebt. Den Wettstreit, das Spiel zu verlieren, kränkt, demütigt und zeigt einem die eige-

nen Grenzen auf. Wer verliert, der hadert mit dem schicksalhaften Glück. Wer spielt, kann rauschhafte Zustände erlangen. Der Würfelspieler, der alles auf einen Wurf, der Kartenspieler, der den letzten Cent auf eine Karte gesetzt hat, verliert gegen den Zufall. Der Ballspieler mag trainiert und vorbereitet in sein Spiel gehen, aber er kann trotzdem unterliegen: dem stärkeren Gegner, dem Zufall. Sogar der Läufer, der alles selbst zu kontrollieren meint, kann scheitern: an der eigenen Schwäche, an der Stärke des Gegners, aber auch an eigenem Missgeschick.

Der moderne Sport ist fest in das System der gesellschaftlichen Zwecke eingebunden, die sich vornehmlich durch Arbeit definieren. Das betrifft nicht nur den Sport als Arbeit, etwa im Profisport. Das betrifft genauso den Betriebssport, Gesundheitssport und den therapeutischen Sport, also alle Sportformen, in denen es darum geht, Gesundwerdung und Gesunderhaltung zu erreichen, um arbeitsfähig zu werden oder zu bleiben.

Spiel oder Arbeit? Im modernen Sport schließt sich beides nicht aus. Es gibt nicht nur im besonderen Bereich des Hochleistungssports eine belastbare

Brücke zwischen Sport und Arbeit. Der Profi-Sportler ist der perfekte Dienstleister der Unterhaltungsindustrie, und wie kein Zweiter unterliegt er dem Diktat der Vergänglichkeit seiner Ware. Wird sein Sport zum Beruf, mutiert er nicht nur vom Spieler zum Arbeiter. Seine Ware ist der Augenblick, der über Sieg und Niederlage entscheidet. Diese Sekunde tauscht er ein gegen Image, gegen Werbefläche und Werbezeit. Dieser Augenblick wird ausgestellt und vorgezeigt. Dieser Augenblick wird im Sport zur Ware. Wie kein Zweiter unterliegt der Sportler dem Diktat der Beschleunigung, der Jagd nach dem Rekord.

Eigentext

Arbeitsvorschlag

„Spiel“ und „Arbeit“ scheinen gegensätzlich zu sein. Sammeln Sie Merkmale, die Sie dem Spiel und die sie der Arbeit zuordnen. Verwenden Sie dazu die Textauszüge von Friedrich Schiller und Karl Marx. Diskutieren Sie: Was macht den Menschen aus: Spiel oder Arbeit?

Der Sport hat spielerische und arbeitsbezogene Merkmale. Lesen Sie den Text **M1.5** und versuchen Sie, Beispiele zu finden, bei denen im Sport Spiel und Arbeit zu Konflikten führen. Können Sie sich vorstellen, dass Sport nur Arbeit ist ohne Spiel? Stellen Sie einen Zusammenhang mit der verbotenen Leistungssteigerung im Sport (Doping) her!

M1.6 Das Ende der Rekorde

Der Leistungsfähigkeit des Menschen sind objektive Grenzen gesetzt. Bedeutet das auch, dass es bald keine neuen Rekorde mehr im Sport gibt? Wissenschaftler prognostizieren das „Ende der Rekorde“: „Will ein Sportler in die Geschichte eingehen, muss er das Motto der Olympischen Spiele auf die Spitze treiben. Aus ‚höher, schneller, weiter‘ wird so ‚am höchsten, schnellsten, weitesten‘. Doch damit könnte bald Schluss sein. Schon heute trennen Sieger und Besiegte oft nur noch Tausendstelsekunden oder Millimeter.

Französische Sportwissenschaftler prophezeien nun sogar das Ende neuer Weltrekorde. Sportler hätten bei ihren Rekorde bereits 99 Prozent der körperlichen Leistungsfähigkeit ausgeschöpft, schreibt Jean-Francois Toussaint, Leiter des biomedizinischen Instituts IRMES in Paris, im Fachmagazin PLoS ONE (online). In den kommenden 20 Jahren würden die Athleten in der Hälfte der Olympischen Disziplinen 99,5 Prozent der maximalen menschlichen Leistungsfähigkeit erreichen. Neue Rekordleistungen werde es dann kaum mehr geben [...]. Ihre These

untermauern die Forscher mit einem mathematischen Verfahren. Sie analysierten 3263 Weltrekorde seit den ersten Olympischen Spielen der Neuzeit von 1896. Dann übertrugen sie Zeiten, Längen und Gewichte in Diagramme und ermittelten die künftige Entwicklung der Weltrekorde. Ob Frauen oder Männer, Gewichtheben oder Leichtathletik, Meter oder Sekunden – die Berechnungen der Wissenschaftler kamen stets zum gleichen Ergebnis: Weltrekorde waren in den vergangenen Jahren immer schwerer zu knacken und lagen immer dichter beieinander.

Die Entwicklung der Rekorde in den vergangenen 100 Jahren gleicht Funktionen, die zunächst steil verlaufen und sich dann einem Wert nähern, den sie nicht über- oder unterschreiten. Diese Grenzwerte entsprechen im Sport ultimativen Weltrekorden. Beim 100-Meter-Sprint der Männer liegt die Schallmauer Toussaints Berechnungen zufolge bei 9,726 Sekunden. Einen Marathon werden männliche Sportler demnach niemals schneller als 2:03:14 Stunden laufen, prognostizieren die Biomediziner.

Toussaint gibt sogar an, wann diese letzten Rekordmarken fallen werden: im 100-Meter-Lauf 2019, im Marathon wohl erst 60 Jahre später. [...] Doch wie reagieren Zuschauer und Medien, wenn keine Rekorde mehr fallen? Die Faszination wird sich aus anderen Quellen speisen müssen. Eine Entwicklung, die Jürgen Mallow, Cheftrainer des Deutschen Leichtathletik-Verbandes, begrüßt. ‚Das übermäßige Interesse an Rekorden ist krankhaft‘, sagt er. Der

Sport ziehe seine Spannung aus dem Wettbewerb. Und auch ohne Rekorde wird es weiter Sieger geben. Er hofft, dass sich die Zuschauer dann wieder auf die Ästhetik des Sports besinnen. ‚Es ist doch schön, einen Speer weit fliegen zu sehen‘, sagt er. ‚Ob er dann 90 Meter weit fliegt – wie bei den Männern – oder 70 Meter wie bei den Frauen ist doch egal.‘“

Mathias Stamm, Süddeutsche Zeitung vom 13.02.2008

Arbeitsvorschlag

Der Text berichtet von einer französischen Arbeitsgruppe, die festgestellt hat, dass es in naher Zukunft kaum noch neue Rekordmarken im Sport geben wird. Halten Sie die Idee für richtig, dass statt der Jagd nach neuen Rekorden und neuen Bestleistungen bald ästhetische Kriterien für den Sport gelten könnten? Diskutieren Sie, ob ein neuer ästhetischer Sport auch wirtschaftlich erfolgreich sein kann!

Wäre es einen Ausweg, den Sport durch Cyborgs oder Maschinenmenschen durchführen zu lassen, für die es die „natürlichen“ Grenzen „normaler“ Menschen nicht gibt? Fragen Sie sich, ob dann noch Menschen Sport treiben oder Maschinen. Ziehen Sie dazu die Überlegungen heran, die sie bei den Kriterien Spiel und Arbeit diskutiert haben.

M2.1 Parkour Philosophie

Der Parkour-Begründer David Belle sieht Parkour nicht nur als Sportart, sondern vielmehr als kreative Kunst, die dabei hilft, die eigenen durch Körper und Umwelt gesetzten Grenzen zu erkennen und zu überwinden – ohne den Hintergedanken, andere mit seinem Können beeindrucken zu wollen. Gefährliche oder waghalsige Situationen sind nicht Inhalt von Parkour (wie z. B. Flips oder Salti). Zu erwähnen ist, dass Parkour keinen kompetitiven Aspekt beinhaltet – somit Wettkämpfe daher nicht in der Natur von Parkour liegen.

In der Philosophie des Parkour ist der respektvolle Umgang des Traceurs mit seiner Umgebung und seinen Mitmenschen Pflicht. Der Traceur ist auf seine Umgebung angewiesen und sollte deshalb darum bemüht sein, sie intakt zu halten, auch wenn er ungewöhnliche Wege beschreitet. Ebenso ist er auf das Verständnis seiner Mitmenschen angewiesen, wenn er seinen Weg geht. Also sollte er auch anderen, die ungewöhnliche Interessen haben, offen entgegen treten und nicht von Vorurteilen beherrscht sein.

www.le-traceur.net/parkour-philosophie.php

Arbeitsvorschlag

Lesen Sie den Text „Parkour Philosophie“, in dem die Traceure selbst die Philosophie des Parkour beschreiben. Unterstreichen Sie alle Hinweise, die sich auf die Rolle des eigenen Körpers, den Darstellungsaspekt, den Leistungsbezug und die ethisch-moralischen Aspekte beziehen.

M2.2 Gedicht in Schweizer Mundart über Parkour

Öppis über Parkour

Ich han e Liidäschaft, sie heisst Parkour,
 bittä verwächslä das nöd mit enre langwiligä Parkuhr
 vom David erfundä,
 jetzt verdiänt er Gäld demit, es isch ihm glungä,
 doch Parkour isch vielmeh als eifach nur en Sport,
 ich verzell dir jetzt öppis und es stimmt jedes Wort
 so gschnäll und effiziänt vo A nach B wiä möglich,
 läbsch es falsch oder gar nöd – isch es schädlich
 doch mit härtem Training und vertraü i sin Körper,
 isch es öppis vom Schönschtä, ich schwörs der
 effiziänt und mit Flow gasch dur d Wält,
 du häsch niä s höchsttä Ziel erreicht, denn Parkour kännt keis Änd
 kännt kei Unterschied vo Gschläch, Huutfarb, Kultur und Religion,
 Parkour isch wiä e Vision

schweiz.parkourone.net/news/gedicht-uber-parkour-%E2%80%9Coppis-uber-parkour%E2%80%9D

Arbeitsvorschlag

Versuchen Sie, das Gedicht zu übersetzen! Können Sie sich eine musikalische Umsetzung des Gedichts vorstellen? Gibt es eine Verbindung von Mundart und Sportart? Stellen Sie das Programm der Traceure heraus! Bewerten Sie die Synthese von regionaler Sprache und globalem Programm!

M2.3

David Belle, geb. 29. April 1973 in Fécamp, Frankreich, ist ein französischer Schauspieler und gilt als Begründer der Kunst der Fortbewegung, genannt Le Parkour.

David Belle lernte als Kind von seinem Vater die *Méthode Naturelle*, eine Kunst der Bewegung durch die Landschaft mit ihren natürlichen Hindernissen im Einklang mit Natur und Umwelt. Ende der 80er Jahre übertrug er spielerisch diese Methode auf die urbane Landschaft des Pariser Vorortes Lisses aus Beton und Stahl. Aus den spielerischen Verfolgungsjagden der Kinder über Treppen, Tischtennisplatten, Papierkörbe und kleine Bäche entwickelten die Freunde als Jugendliche durch Einbeziehung immer schwierigerer Hindernisse wie Mauern, Zäune, Baugerüste und später Gebäudefassaden und Hochhäuser den Parkour.

Belle studierte Schauspielerei und spielte bei mehreren kleineren französischen Fernsehproduktionen mit. Er spielte darüber hinaus die meiste Zeit in Werbespots. Aber auch als Stuntman und Darsteller in Produktionen wie *Die purpurnen Flüsse 2 – Die Engel der Apokalypse*, *Prince of Persia* und *The Transporter*. Seine bisher größte Rolle spielte er in Pierre Morels Film *Ghettogangz – Die Hölle vor Paris* als Hauptdarsteller an der Seite von Cyril Raffaelli. In dessen Fortsetzung *Ghettogangz 2 – Ultimatum*, der 2009 in den französischen Kinos anlief, spielte er wieder die Hauptrolle an der Seite von Cyril Raffaelli.

Er führte etwa drei Jahre eine Gruppe aus Trainingskollegen und Gleichgesinnten an, die sogenannten ‚Yamakasi‘. Wegen Differenzen bezüglich der zukünftigen Ausrichtung des Parkour trennten sich die Freunde jedoch.

Wikipedia (überarbeitet, gekürzt)

Arbeitsvorschlag

Recherchieren Sie die Entstehung und Verbreitung der Sportart Parkour. Diskutieren Sie, was diese Bewegungskultur im Vergleich zum traditionellen Sport ausmacht, wenn Sie insbesondere die „Gütekriterien“ für einen guten Sportler und einen guten Traceur vergleichen.



Foto ©: Adelina Horn/www.leipzig-leben.de (CC BY 2.0),
<http://www.flickr.com/photos/75696330@N02/8000741975/sizes/z/in/photostream/>

M2.4 Nur ein Katzensprung

Längst ist die Trendsportart Parkour aus dem Schatten anderer Bewegungsformen hervorgetreten. Mit der Popularität kommt auch der Kommerz:

„Immer der gleiche Mist“, murrte der Postbote und schiebt die graue Depotkiste zurecht. Jeden Samstag geht das so, wenn sich Benedikt, Aron und Martin im tristen Parkhaus im Münchner Olympiazentrum treffen. Die Teenager nennen sich ‚Traceure‘, und die Kiste, in der der genervte Postbote Werbeprospekte zwischenlagert, dient ihnen als Katapult, um mit explosivem Katzensprung die meterhohe Mauer dahinter zu überwinden. ‚Wir wollen‘, erklärt der 19-jährige Rettungsassistent Benedikt den neuen Kult ‚Le Parkour‘, ‚so effizient wie möglich von Punkt A nach Punkt B kommen.‘

Befeuert von Musikclips und Filmen mit mutigen Flügen über Garagenhöfe, hat sich die Zahl der ‚Traceure‘ hierzulande in wenigen Monaten auf geschätzte 2000 verdoppelt. Inzwischen bahnt sich die Jugend mit einem Dutzend Grundtechniken – Felgunterschwung, Hechtrolle, Hockwende – den direkten Weg durch fast alle Großstadtwüsten. Nun haben Verbände und Forscher die Bewegung entdeckt. Den Individualisten drohen Kommerz und Mainstream.

[...] Als David Belle seine Eleganz 2001 im Ghetto-Streifen ‚Yamakasi‘ vorführte, war ein Trend geboren, der mit den Parkour-Szenen des Bond-Films ‚Casino Royale‘ Ende 2006 nach Deutschland schwappte. Seither buhlen zahlreiche Verbände und Gruppen um die Betonakrobaten. Wohl wissend, dass sich mit frischen Trends [...] eine Menge Geld verdienen lässt, möchte etwa die Parkour Worldwide Association

Deutschland (Pawa) per Foren und Workshops möglichst viele Traceure binden. Pawa-Präsidentin Sandra Hess plant gar ein ‚deutschlandweites Trainingsnetz‘ und sucht angeblich den ‚gesunden Mittelweg‘. Dabei ist der Kommerz längst beim Kult angekommen. Im Juni initiierte die Event-Agentur Kultos, flankiert von Sponsoren und Tausenden Zuschauern, die erste Parcouring-WM in München. ‚Das Ganze wird zu kommerziell‘, klagt Schüler Martin, 16, der den Sport seit einem Jahr betreibt. ‚Parkour ist Selbstfindung und Selbsteinschätzung, nicht Egotrip und Wettbewerb.‘

Der Outdoor-Kick soll nun sogar flächendeckend in die Turnhallen einziehen: Das aktuelle Lehrermagazin ‚Sportunterricht‘ hält die ‚erlebnisorientierte Doppelstunde Parkour‘ bereit, Hauptschulen wie jene in Gifhorn richten einschlägige Arbeitsgemeinschaften ein, und Susanne Pape-Kramer vom Tübinger Institut für Sportwissenschaft tüffelt am Hallenprojekt mit handelsüblichem Turngerät. Parkour, erklärt Pape-Kramer, sei ‚das perfekte Vehikel, um von der Leistungsorientierung wegzukommen und auch Kindern ohne Szenekontakt neuen Bewegungsspaß zu vermitteln‘.

Benedikt, Aron und Martin finden das ‚voll daneben‘. Die Münchner loten ihre Grenzen lieber dreimal pro Woche im Freien aus. Im Olympiazentrum finden sie wahre Herausforderungen – Mauern, Treppen, Dächer. Da kann die Uni Hannover in der Fakultät Architektur und Landschaft anhand von Traceur-Beobachtungen noch so lange dreidimensionale Hindernismodelle basteln.“

Axel Wolfgruber, 02.07.2007, FOCUS Online: www.focus.de/kultur/leben/trendsport-nur-ein-katzensprung_aid_222122.html

Arbeitsvorschlag

Die Traceure Benedikt, Aaron und Martin sind der Auffassung, dass Parkour nicht in den Sportunterricht gehört. Versuchen Sie herauszufinden, welche Gründe der Text dafür anführt. Halten Sie es für möglich, dass es an Ihrer Schule eine authentische Unterrichtseinheit in Parkour geben könnte? Stellen Sie sich vor, welche Elemente in einer solchen Einheit vorkommen müssten.

Was halten Sie vom Verhältnis Parkour und Kommerz, zum Beispiel Parkour in Videos und Filmen?

M3.1 Geschlecht als Leistungsklasse. Der kleine Unterschied und seine großen Folgen am Beispiel der „gender verification“

	Beschreibung	Beispiele	Inklusionsmodus der Geschlechter (in Leistungsrollen)	Wahrgenommener Zusammenhang von Geschlechterdifferenz und sportlicher Leistung
1. Gemischtgeschlechtlicher Spiel- und Wettkampfbetrieb	Gemeinsamer Wettbewerb und gemeinsame Bewertung	Reit-, Segel-, Motorsport	Vollinklusion	Keine Relevanz der Geschlechterdifferenz für die sportliche Leistungsfähigkeit
2. Freiwillige Geschlechtersegregation von Spiel- und Wettkampfbetrieb	Freiwillige Segregation von Wettbewerb und/oder Bewertung	Schach, Billard	(freiwillig) segregierte Inklusion	Keine theoretisch-logische aber faktische Relevanz der Geschlechterdifferenz für sportliche Leistung
3. Obligatorische Geschlechtersegregation von Spiel- und Wettkampfbetrieb	3.1. getrennter Wettbewerb mit Möglichkeit zum Leistungsvergleich (gemeinsame Rahmenveranstaltungen) 3.2. getrennter Wettbewerb ohne Möglichkeit zum Leistungsvergleich (getrennter Veranstaltungsrahmen)	3.1 Leichtathletik 3.2 Fußball, Eishockey, Boxen	Segregierte Inklusion	Relevanz der Geschlechterdifferenz für körperliche Leistungen
4. Ausschluss eines Geschlechts vom Spiel- und Wettkampfbetrieb	Wettkampfbetrieb nur für ein Geschlecht	Reckturnen	Exklusion	Geschlecht begründet den Ausschluss von bestimmten körperlichen Leistungen
5. Obligatorische Teilnahme beider Geschlechter am Spiel- und Wettkampfbetrieb	Gemeinsamer bzw. gemischter Wettkampfbetrieb (Mannschaften obligatorisch gemischtgeschlechtlich)	Paartanz	Inklusion ist nur als gemischtgeschlechtliches Paar möglich	Geschlechterdifferenz als konstitutives Prinzip der Mannschaftsbildung

Tabelle nach: Müller, Marion: Geschlecht als Leistungsklasse. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 35, Heft 5, Oktober 2006, S. 392–412; S. 397

Die Geschlechtersegregation im (Hoch-)Leistungssport mit unterschiedlichen Wettbewerben und Regeln für Frauen und Männer wird mit der körperlichen Geschlechterdifferenz und der damit verbundenen sportlichen Leistungsfähigkeit begründet. Unklar bleibt jedoch, warum nicht auch andere Merkmale, deren Korrelation mit sportlichen Leistungserfolgen mindestens genauso offensichtlich ist, zur Bildung von Leistungsklassen herangezogen werden. Beispiele hierfür sind die Körpergröße oder die ethnische Herkunft. Am Phänomen der bis vor einigen Jahren üblichen Praxis der labortechnischen Überprüfung der weiblichen Geschlechtszugehörigkeit im Wettkampfsport kann nachgewiesen werden,

dass die besondere Relevanz der Geschlechterdifferenz im Sport sich nicht allein durch den Verweis auf Leistungsdifferenzen erklären lässt. Vielmehr scheint die latente Funktion der Geschlechtertrennung im Wettkampfsport in der Markierung, dramatischen Inszenierung und Reproduktion der Geschlechterdifferenz zu liegen. Geschlecht ist demzufolge neben dem Leistungsprinzip ein konstitutives Strukturmerkmal des Sports. Die Gründe hierfür liegen vermutlich in der historischen Parallele der funktionalen Ausdifferenzierung des Sportsystems und der Etablierung der Geschlechterdifferenz als universell gültiges Ordnungsprinzip im 19. Jahrhundert.

aus: Müller, Marion: Geschlecht als Leistungsklasse.

In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 35, Heft 5, Oktober 2006, S. 392–412; S. 392

Arbeitsvorschläge

Erstellen Sie eine Übersicht, in der Sie männliche und weibliche Geschlechterstereotype gegenüberstellen. Der Sport fokussiert diese Polarität in unterschiedlicher Weise. Werten Sie die Tabelle **M3.1** aus. Welche Sportarten lassen sich als „typisch weiblich“ oder „typisch männlich“ einordnen? Welche Möglichkeiten sehen oder kennen Sie, Geschlechterstereotypen im Sport aufzubrechen?

M3.2 Caster Semenya



Foto ©: Jeffrey Barbee

M3.3 Weltverband will Gewissheit über Semenya. Die Zukunft der 800-m-Weltmeisterin liegt in den Händen der IAAF**Caster Semenya kommt im Sommer 2009 in die Schlagzeilen. Die Athletin soll intersexuell sein.**

Der Weltleichtathletikverband (IAAF) reagiert:
„Die IAAF will am 20. oder 21. November bei einer Exekutivsitzen die Fakten zur möglichen Zweigeschlechtigkeit der Südafrikanerin auf dem Tisch haben. Caster Semenya wurde einem Geschlechtstest unterzogen. ‚Wir haben noch nicht alle Resultate, und die, die wir haben, müssen noch von Experten untersucht werden‘, sagte IAAF-Generalsekretär Pierre Weiss.

Man prüfe derzeit, ob man diese Resultate einer Expertengruppe ausserhalb des Weltverbands oder doch der eigenen medizinischen Kommission vorlegen sollte – oder vielleicht auch beiden. Caster Semenya war drei Wochen vor der WM aus der ‚Versenkung‘ aufgetaucht und war die 800 m in 1:56,72 Minuten gelaufen. Die IAAF hatte einen Start mangels Beweisen nicht verhindern können, wollte aber aufgrund von Zweifeln an ihrer Weiblichkeit einen Geschlechtstest der 18-Jährigen.

Die in Südafrika zur Nationalheldin aufgestiegene junge Sportlerin ist übrigens nicht der einzige derartige Fall. Laut Weiss ist sie sogar schon der achte seit 2005. ‚Vier Athleten sind von uns aufgefordert worden, ihre Karrieren zu beenden‘, sagte Weiss, der aber weder Namen noch Nationalitäten der Betroffenen veröffentlichen will. Die anderen vier Sportler waren freigesprochen worden. Es habe Athleten getroffen, die ‚an Weltmeisterschaften oder Olympischen Spielen teilgenommen haben‘.

Im Fall Semenya waren die Wogen in Südafrika hochgeschlagen, dem Veranstalterland Deutschland war gar Rassismus vorgeworfen worden. ‚Es ist klar, dass sie eine Frau ist, aber vielleicht nicht zu 100 Prozent. Man muss prüfen, ob sie im Vergleich zu ihrer Konkurrenz aus einer möglichen Intersexualität einen Vorteil gehabt hat‘, sagte Weiss.“

Quelle: Neue Zürcher Zeitung: 10. September 2009

Intersexualität ist ein Oberbegriff für vorgeburtliche (genetische, chromosomale oder hormonelle) Entwicklungen, die dazu führen, dass ein Mensch nicht eindeutig männlich oder weiblich ist. Manche werden mit Geschlechtsmerkmalen geboren, die eine Zuordnung schwierig machen, bei anderen tritt der Unterschied erst in der Pubertät zutage. Dies kommt etwa einmal pro 2000 Geburten vor. Intersexuelle werden trotzdem rechtlich einem der beiden Geschlechter zugeordnet und medizinisch so behandelt, z.B. durch Operationen. Diese medizinische Praxis und das gesellschaftliche Zwei-Geschlechtersystem werden von zahlreichen Intersexuellen kritisiert, da sie zu großen psychischen Belastungen führen. Die älteren Begriffe „Hermaphrodit“ oder „Zwitter“ werden heute durchaus stolz als Selbstbezeichnung verwendet.

Fuge, Martin: Lesbische und schwule Lebensweisen. Handreichung für die weiterführenden Schulen. Herausgeber: Landesinstitut für Schule und Medien Berlin-Brandenburg (LISUM). Ludwigsfelde-Struveshof 2008, S. 19

M3.4 Das neue Leben von Andreas Krieger

Als Andreas Krieger noch Heidi Krieger war, glaubte sie, Doping sei in der DDR nur in Einzelfällen vorgekommen. Wenn jemand etwas anderes behauptete, konnten Fäuste fliegen. Propaganda sei das, nichts mehr als ein Versuch, die DDR schlecht zu machen. So sagte sie es noch 1991 zu ihrer Mutter, fünf Jahre nachdem sie in Stuttgart die Europameisterschaft im Kugelstoßen gewonnen hatte. Ihre Mutter hatte sie wegen eines Buches der früheren Westsportlerin Brigitte Berendonk gefragt. Es sollte Krieger noch ein-

holen.

Denn kurz darauf war Heidi Krieger am Ende. In diesem Körper konnte sie nicht mehr leben, so viel wusste sie. Was sie nicht wusste: Es gab einen Ausweg. Krieger wollte sich umbringen. Nur ein Zufall hielt sie ab, und sie entschied sich, ihr Leben umzukrempeln. Zehn Jahre später war Heidi Krieger tot. Als Andreas Krieger gab sie sich die Chance auf einen zweiten Versuch.

Die Geschlechtsumwandlung als letzter Ausweg.

Der Arzt reagierte alarmiert. „Haben Sie in Ihrer Sportkarriere Dopingmittel bekommen?“, fragte er. Nein, sagte Krieger wieder. „Sind Sie sicher?“, insistierte der Arzt, Krieger begann nachzudenken. Der Heidelberger Zellbiologe Werner Franke, Ehemann von Brigitte Berendonk, verschaffte ihm Gewissheit. Er hatte nach der Wende Doktorarbeiten und Habilitationsschriften aus einer DDR-Kaserne in Bad Saarow sichergestellt, die flächendeckendes Doping in der DDR dokumentierten. Der Staatsplan 14.25 sah „unterstützende Mittel“ für bis zu 10000 Athleten vor, und wie so viele hatte Heidi Krieger seit ihrem 16. Lebensjahr Oral-Turinabol bekommen. Ohne ihr Wissen, als „Sportlerin 54“, eine Nummer auf dem Weg zu Ruhm und Ehre für ihren Staat.

Das Mittel, ein männliches Sexualhormon, gelangte als „blaue Pille“ zu trauriger Berühmtheit. Kriegers Trainer Willi Kühl steigerte die Dosierung langsam, im achten Jahr waren es 2590 Milligramm – doppelt so viel wie der Kanadier Ben Johnson, der 1988 in Seoul überführt wurde. Krieger war außer sich. Wie hatte sie so blind vertrauen können?

„Ich wollte das nicht sehen“, sagt Andreas Krieger heute. Nun muss er die gleichen Hormone schlucken wie damals, um als Mann leben zu können. Spätfolgen der jahrzehntelangen Medikation sind wahr-

scheinlich. Krieger will es nicht wissen. Er will leben.

Niklas Schenk 24.1.2011, www.fluter.de/de/doping/thema/9000/

Transsexualität bedeutet, dass jemand sich nicht als seinem biologischen Geschlecht zugehörig fühlt, sondern sich als das genau andere empfindet. In der Bundesrepublik ist eine Geschlechtsangleichung auf medizinischer (Hormonbehandlung und Operation) und rechtlicher (nach dem Transsexuellengesetz TSG) Ebene möglich. Es wird jedoch von Transsexuellen auch starke Kritik am TSG geübt und eine Reform ist geplant. Frau-zu-Mann-Transsexuelle heißen Transmänner, Mann-zu-Frau-Transsexuelle Transfrauen. Der Ausdruck „transidentisch“ ist treffender als „transsexuell“, da viel deutlicher der Aspekt, um den es geht, nämlich Identität, in den Vordergrund gerückt wird. Über die Sexualität transidentischer Menschen lassen sich keine verallgemeinernde Aussagen machen: Sie leben die ganze Vielfalt an sexuellen Orientierungen, die Menschen, bei denen sich (zufälligerweise) das Geburtsgeschlecht mit dem gelebten deckt, auch leben.

Fuge, Martin: Lesbische und schwule Lebensweisen. Handreichung für die weiterführenden Schulen. Herausgeber: Landesinstitut für Schule und Medien Berlin-Brandenburg (LISUM). Ludwigsfelde-Struveshof 2008, S. 20

Arbeitsvorschlag

Im Sport tritt die Normierung von Weiblichkeit und Männlichkeit klar zu Tage. Als Wettkampfteilnehmer_in muss man sich klar einer Kategorie zuordnen, um dem Prinzip der „geregelt Ungleichheit“ zu genügen. Diskutieren Sie, was dieses Prinzip in Bezug auf den Sport transsexueller Menschen bedeutet? Lesen Sie die Fallbeispiele von Caster Semenya und Andreas Krieger. Diskutieren Sie im Anschluss, wie sich die Geschichten voneinander unterscheiden? Welche Gemeinsamkeiten gibt es?

M3.5 Startklassen der Paralympics: Hinter der optischen Wahrnehmung

Vor den Paralympics legen die Sportverbände und Ärzte sogenannte „Startklassen“ fest. Sie sollen für faire Wettkämpfe sorgen. Aber es lässt sich nicht jede Ungleichheit vermeiden. Ein Journalist berichtet von Paralympics in Peking:

„Wie achtlos weggeworfen sehen sie aus, die beiden Beinprothesen neben dem Siegerpodest. Rollstühle stehen hinter vielen der Startblöcke. Einer der Schwimmer kommt gerade aus der Umkleide; auf Knien bewegt er sich vorwärts, er hat nur einen

Unterschenkel. Anderen fehlen Teile der Arme, oft sind gleich mehrere Gliedmaßen gelähmt. Wieder andere wirken völlig unversehrt auf dem Weg ins Wasser. Es geht, für den Außenstehenden jedenfalls, heillos durcheinander beim Warmschwimmen im Wasserwürfel von Peking [...]“

Der Sprung ins Wasser, das ist der besondere Moment. Dann nämlich sind die Sportler mit einem Mal alle gleich, egal welche Behinderung sie haben. Es mag auch beim Start noch ungerecht aussehen. Wie

am Mittwoch bei den 50 Metern Schmetterling der Männer: Drei Athleten starteten wegen ihrer Behinderung aus dem Wasser, fünf von den Blöcken. Einer von ihnen fiel mehr ins Becken, als dass er sprang, und lag gleich mehrere Meter zurück. Im Wasser aber geht das Rennen los. Dann hat plötzlich auch der ohne Arme eine Chance gegen Konkurrenten, die die Kraft von beiden nutzen können. So wie der Chinese Junquan He, der mit dem Kopf anschlagen musste und doch Zweiter wurde. „An diesem Beispiel kann man erkennen, wie wichtig die die Einteilung in Startklassen ist. Ohne sie könnten die Paralympics nicht funktionieren.“ Sie sorgt, so gut es eben geht, für gleiche Voraussetzungen in jeder der 20 Sportarten. Schwimmen ist, neben der Leichtathletik, am stärksten ausdifferenziert. Zehn Klassen, von S1, den schwersten Behinderungen, bis S10, den verhältnismäßig leichten, dazu noch drei Spezialklassen für Sehbehinderte. Multipliziert man das mit der Zahl der Strecken, kommt man auf eine kaum zu überschaubare Zahl von Entscheidungen. 140 sind es in Peking – von 472 bei den Paralympics insgesamt.

Wer schwimmen will, muss während der Saison klassifiziert werden. Wer klassifiziert werden will, muss sich vermessen lassen. Banktest heißt das bei den Schwimmern. Weil man auf einer Bank liegt,

während die Gliedmaßen in Zentimetern erfasst werden. Auch die Winkel, in denen Arme und Beine bewegt werden können, gehören zum Bild. Ein zweiter Test dann im Wasser: Wie ist, über eine bestimmte Strecke, die Maximalgeschwindigkeit.

[...] Erst beides zusammen lässt eine Aussage zu über die Vergleichbarkeit der körperlichen Voraussetzungen. Das Kriterium ist der Vortrieb – die Fähigkeit, sich im Wasser vorwärts zu bewegen. Die ist, je nach Behinderung, unterschiedlich ausgeprägt. Hätte jeder Schwimmer nur eine einzige Behinderung, wäre die Einteilung kein Problem. Weil aber häufig vieles zusammenkommt, muss gemessen und gewichtet werden. Was nach exakter Wissenschaft klingt, ist aber immer nur Annäherung. Und auch die Grenzen zwischen den Startklassen sind ein Stück weit willkürlich gesetzt. Wann ist einer noch S5 oder schon S4? Von ‚Borderlinern‘ sprechen die Schwimmer, wenn einer sich nahe an so einer Grenze bewegt. Und je näher er an der Obergrenze liegt, desto besser seine körperlichen Voraussetzungen. [...] So oder so: Für die Zuschauer scheint es auf so viel Theorie am Ende gar nicht anzukommen. Bis unters Dach sind die Tribünen des Wasserwürfels gefüllt, jedes der Rennen wird mit Leidenschaft begleitet. Paralympisches Schwimmen funktioniert auch auf den ersten Blick: Wer als erster anschlägt, ist der Sieger. Ganz ohne Rechnen, ganz ohne weitere Gewichtung der Ergebnisse [...]

Christian Kamp, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.09.2008: www.faz.net/-g81-z55u. Text gekürzt

Bitte An- und Abführungen noch einmal überprüfen, in der Korrektur war dies etwas unklar.

Arbeitsvorschläge

Um einen „gerechten“ Wettkampf zu organisieren werden die Sportler_innen im Wettkampfsport der Behinderten hinsichtlich ihrer körperlichen Voraussetzungen klassifiziert. Dazu werden sie vermessen und es wird der Umfang ihrer körperlichen Beeinträchtigung in Bezug auf die durchzuführende Sportart bzw. sportliche Disziplin bestimmt.

Diese Klassifizierungen sind stark umstritten, weil sie letztendlich nicht uneindeutig sein können. Versuchen Sie dieses „Ordnungsproblem“ so genau wie möglich zu beschreiben. Recherchieren Sie, wie sich die Klassifizierungen in der Geschichte der Paralympics verändert haben. Warum haben diese Veränderungen stattgefunden?

Machen Sie eine empirische Studie, indem Sie Menschen befragen, die im Behindertensport aktiv sind. Finden Sie heraus, welche Motive sie haben, Sport zu treiben und wie sie zu dem Problem der Klassifizierung stehen.